

Klaus Schmidt: Kölns kleine Leute. Geschichten und Porträts, Greven Köln 2011, 304 S.

Beiert, Mittwoch, 16. November 2011

Hallo lieber Klaus,

da wir diese elektrischen Briefkästen haben, benutze ich sie einmal mir und hoffentlich auch Dir zum Vergnügen. Dabei habe ich leider meine Längen. Aber wenn ich Dich schon gelesen habe, muß ich Dir auch schreiben dürfen.

Gratuliere! Zunächst wollten sie Dein Buch nicht drucken und nun hast Du offenbar einen Renner geschrieben! Das flammende Rot, vermutlich aus einem anderen Hintergrund aufleuchtend („mir wore ja alle... früher“), fällt in die Augen, Trude Herrs verschmitztes Lächeln ist ein publikumziehender Volltreffer, Weihnachten droht, also werden Geschenke gesucht: wer hat da kein Herz für kleine Leute; und sei es nur folkloristisch & scherzeshalber. Auch der Buchtitel ist ein Treffer. In unserer Republik, mehr noch in Köln, meinen viele Leute aus kleinen Verhältnissen zu stammen, ja annähernd & beinahe immer noch in ihnen zu leben. Was nicht ist, kann ja wieder werden. An die mit dem Kleinsein verbundenen Abgründe führst Du Deine Leser humorvoll behutsam heran, damit sie nicht zurückschrecken, sondern, und sei es scherzeshalber, weiterlesen. Die Botschaft ist gut verpackt. Schade, daß zum Abschluß Deiner heiter engagierten Lesung das mit dem Heimatlied nicht so recht gelang. Das Lied gehört mit Schmackes & Schmalz gesungen, wie ich es gelegentlich noch in meiner Jugend in den 70ern hörte, und glaube sogar manch Auge begann zu tropfen an der Stelle: „direkt op Heim an schwenke“. – Nunja, vielleicht ist solch Pathos im linksrheinischen Ausland den Rösrather Protestanten wesensfremd? (Wie konnte es eigentlich Dir, mit protestantischem, also geringem oder doch gemäßigt theatralischem Hintergrund, so gut gelingen, Dich im Kölner Milieu einzuleben?)

Mittlerweile habe ich Dein Buch über die kleinen Leute mit vielerlei Gewinn gelesen. Das Absingen der Kölner Heimathymne war nicht bloß irgendein sangesfreudiger Einfall gewesen, sondern entsprach Deiner Intention. Im Hinter- oder Untergrund einer ergötzlich heimatgeschichtlichen Oberfläche siehst & stellst Du die kleinen Leute in einen großen Zusammenhang: die Sehnsucht nach der Utopie von Heimat. Sehnsucht braucht Symbole. Hei-

matsehnsucht beinhaltet die Aufforderung, dort, wo wir nun mal sind, die Verwandlung der oft kalten Welt in einen Ort anzustreben, an dem wir gemeinsam mit anderen gerne sind, wo wir also, wenn auch provisorisch, beheimatet sind. – Heimatgefühl ist, wie Du anmerkst, immer auch sentimental; was vergleichbaren Gefühlslagen oder Dusseleien vorgeworfen aber auch hingenommen werden kann und mitunter sollte. Heimatgefühl hat nun einmal mit Gefühlen zu tun, die zwar das, was man „Wahrheit“ zu nennen gewohnt wurde, eigenartig verzerren, die aber eine menschliche Gemeinschaft, ob im Guten oder im Schlechten gilt es jeweils zu gestalten, tiefer verwurzeln und fester binden, als es bloße, oberflächliche Rationalität vermag, deren schonungslos Analyse unweigerlich Distanz erzeugt: Kälte. Die von dir beschriebenen Figuren und wiedergegebenen Lieder geben einen ortsgebunden menschlichen Wärmestrom weiter, der, indem er vergangene Heimat, die selbstverständlich alles andere als die *beste aller möglichen Welten* war oder ist, erinnert, die Sehnsucht nach einer utopisch unbestimmten Heimat wachhält. So bietet Dein Buch, wenn ich Deine Absicht recht verstehe, über regionalgeschichtliche Kenntnis- & Anekdotenvermittlung hinaus Hilfestellungen bei der Verwurzelung an einem bestimmten Ort der Welt, um aus der eigenen Verbundenheit heraus den Mut nicht zu verlieren, in die Zukunft hinein einen Ort zu erfinden, nachdem wir uns seit der Kindheit sehnen „und worin noch niemand war“, wo es rundum gut zu sein ist.

Bedenken habe ich jedoch gegenüber Ernst Blochs Annahme, die Geschichte mache der „arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch.“ Die Vorstellung, der Mensch gestalte seine Geschichte überwiegend tätig & bewußt, erscheint mir als eine Selbstüberschätzung, vornehmlich eine Überschätzung der instrumentellen Vernunft, des Intellekts samt dem ihm eingeborenen Glauben an die rationale Regelbarkeit der Umstände. In dieser Hinsicht halte ich es mehr mit Jacob Burckhardt. Er bezeichnet in der Einleitung zu seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ als Zentrum der Geschichte den „duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird; daher unsere Betrachtung gewissermaßen pathologisch sein wird.“ Da liegt einer der Hasen im Pfeffer: Geschichte ist keine Erfolgsgeschichte, als welche sie uns etwa Hegel zu erzählen versuchte, sondern sie ist – spätestens seit dem Aufbruch in die Moderne – als eine pathologische weitmehr eine Geschichte der Irrungen & Wirrungen des krummen Holzes Mensch auf seinem Weg nach Irgendwo. Die Wechselwirkungen menschlicher Handlungen & Unhandlungen, aus denen Geschichte erwächst, sind wegen ihrer Komplexität unabsehbar chaotisch. – Dem Dulden in Burckhardts Aufzählung sollte, so meine ich, noch das Leiden vorangestellt werden. Demnach berichtet Geschichte und erzählen Geschichten vom leidenden, duldenden, strebenden und auch handelnden Menschen.

Denn offenbar wird Geschichte von den Menschen vornehmlich erlitten und nur punktuell gestaltet. Dies gilt in der Regel sowohl für die großen wie die kleinen Leuchten, wobei jedoch einige Zuschauer im Welttheater außerordentlich bequeme Sessel haben. Nach Burckhard lernen wir übrigens nicht aus der Geschichte, um klug für ein Andermal zu werden, denn das nächste Mal wir wieder alles ganz anders sein, sondern wir „reifen“ durch die Einsicht in unseren persönlichen & überpersönlichen Werdegang, worin im weiten Sinne die sich aus „Bildung“ ergebende Vermenschlichung besteht, welcher Vorgang wiederum auf das geschichtliche Geschehen zurückwirkt; jedoch, wie allzeit schmerzlich erfahren wird, ziemlich unzureichend.

Übrigens ist es ja, anders als Martin Stankowski in seinem Vorwort zu Deinem Buch meint („nicht abreißende Kette von Niederlagen ... nie ein Happy End ... Wieso endet das ständig mit Krankheit und Tod ...“ – dahin wird es wohl bei jedem von uns kommen) und obwohl sich Strukturen des Elends & der Ungerechtigkeit scheinbar notorisch wiederholen & ihre Opfer zeitigen, tatsächlich und trotz allem besser geworden. Wir haben Grund zu Hoffnung. Bis ins 18. Jahrhundert geht es bei kurzen Lebensläufen ums Verhungern. Im 19. Jahrhundert beschreibst Du bereits aus dem Massenelend hervorgegangene studierte kleine Leute und selbstorganisierte Hilfe & Förderung. Im 20. Jahrhundert bilden kleine Leute zunehmend eine, wenn auch karg & beengt lebende, selbstbewußte Schichte, aus der heraus manch einer prominent, einflußreich oder wenigstens reich wurde. Als man am Beginn des letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts zu meinen begann, die sozialen Probleme, auf wissenschaftlicher Grundlage, demnächst in den Griff zu bekommen, wuchs an den gesellschaftlichen Rändern neuartiges Elend heran, daß zwar nicht beseitigt, jedoch auch nicht vollständig der Willkür überlassen bleibt. Und die politisch kriegerisch ökonomischen Katastrophen verdeutlichen, daß jede Besserung bedroht bleibt, also erstritten & umsorgt werden muß. Aber es kann tatsächlich, so belehren uns sogar die von Dir beschriebenen Gestalten, zaghaft besser werden, also könnte es irgendwann in der Heimat gut sein. – Und wer von uns ist denn nicht ein „zufälliges Subjekt“, also ein Objekt von Umständen? Wann glückte jemals ein Ausbruchversuch nicht nur vorübergehend? Gewiß, die Vielzahl unserer Zeitgenossen leben insoweit unter glücklichen Umständen, als daß sie, wenn auch in Serie, kommode Niederlagen erleiden, weshalb sie mitunter meinen, auf das offensichtliche Elend schmerzlicher Niederlagen als etwas ihnen fremdes, das ihnen nicht mehr widerfahren kann, bedauernd kopfschüttelnd herunterzusehen. Die objektive Lage aber ist zweitrangiger Hintergrund gegenüber dem Verhalten, das ein Mensch in ihr zeigt; und diesbezüglich schilderst Du uns Charaktere, die in ihrer Misere alles andere als klein und bedauernswert sind.

In diesem Sinne ist *Kölsch* nicht „das Opium des Volkes“. Vielleicht stimmt Stankowskis Verdikt bezüglich folkloristischer Kölschtümelei in den Massenmedien oder der alkoholisierten Altstadtfreizeit von Touristen und Kleinbürgern. Für die Lebenswirklichkeit Deiner Figuren aber stimmt es nicht. Nicht jedem ist es gegeben, und vormals kaum einem, zu studieren oder anderweitig durch irgendeine Form kritischer Kommunikation oder Bildung seine Persönlichkeit zu entwickeln, sich also, ließe sich hegelsch sagen, zur Freiheit zu erheben. Trotzdem verliert man nicht sein Menschentum samt dazugehöriger Würde. Ein jeder Mensch ist ja nicht bloß, wie die liberale Ideologie lehrt, ein vereinzelt, selbstherrliches Individuum, sondern seine Einzelexistenz wird von einem wie auch immer gemeinschaftlichen Zusammenhang unter- & überwölbt. Aus seiner Zugehörigkeit zu einer Sprachgemeinschaft, in der Richtungsweisendes & Lebensdienliches bereits eigenartig vorgedacht überliefert wird, schöpft(e) der formell „Ungebildete“ seine Orientierung, seine Zuversicht und Verschlagenheit, sein Selbstbewußtsein und seine Kraft. Die Identität bildende & Selbstbewußtsein fördernde Kraft schlummert nicht in der formaliter abgeschliffenen, für zig Millionen Münder parat gemachten Hochsprache, sondern sie ist eine Eigentümlichkeit kleinräumig regionaler, im trauten Umkreis überlieferter Dialekte, in denen man, weil man unter sich ist, gewohnt ist zu reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Bis an die Schwelle unserer Zeit pflegten die Völkchen ihre nuancenreichen Sprachen, sie waren ihr größter und vornehmster Besitz: in der eigenen Sprachlichkeit hat man ein Abbild der Welt. Der mit der Muttersprache eingesogene Mutterwitz ermöglicht dem Einzelnen, besser als jede Akademie, auch mit bedrückenden Umständen umzugehen, sich durch sie hindurchzulavieren und seine Würde zu wahren, sich auch von miserablen Verhältnissen, aus deren Objektivität ihm sowieso keiner heraushilft, nicht unterkriegen zu lassen, ihren Schrecken zu mildern und sogar Gemeinschaft (mit Lebenden sowie mit Toten) herzustellen und, wenn es zum äußersten kommt, mit Galgenhumor über die Zeit hinwegzukommen. Der Dialekt ermöglicht(e) also, auch unterhalb steuerpflichtiger Einkommensgruppen, sperrig selbstbewußte Persönlichkeiten. Indem samt Volksdialekt und gelebter Regionalgemeinschaft der Mutterwitz im Zuge allgemeiner Egalisierung schwindet, wird der vereinzelnde Mensch den Umständen, den Marktgegebenheiten oder der Verwaltung ausgeliefert und steht, gestützt auf seinen Krücken Arbeitskraft und Sozialstaat, zunehmend hilflos der Übermacht der Umstände gegenüber. Offenbar schwindet sogar das Verständnis für die im ehemals volkstümlichen Sprachgebrauch verborgenen anarchischen Gefühlslagen. Denn nebst regionalen Eigenarten & humorigem Verständnis fürs menschlich Allzumenschliche transportiert(e) der (Kölner) Dialekt in aller Regel, was von Angehörigen „besser Kreise“ oft als abstoßend empfunden wurde & wird,

auch ein urtümliches Gefühl der Verachtung für Macht und Übermacht. Somit ist er für den im *Kölsch* beheimateten weder eine Beruhigungspille noch ein Freizeitspaß, sondern ein Selbstschutz und einer der wichtigen Schritte zur Freiheit.

Bis dahin, bester Klaus, freue Dich des wunderbaren Spätherbstwetter! Alles Gute und viel Vergnügen bei Deinen Lesungen,

Richard